

**Moritz Schlick, Kritische Gesamtausgabe,
herausgegeben von Friedrich Stadler und Hans-Jürgen
Wendel: *Allgemeine Erkenntnislehre*, Abteilung 1, Band 1
(herausgegeben und eingeleitet von Hans Jürgen Wendel
und Fynn Ole Engler)**

**Springer, Wien und New York, 2009., ISBN 978-3-211-32768-5,
X + 946 S., € 129,90**

Thomas Mormann

© Springer Science+Business Media B.V. 2010

Allgemeine Erkenntnislehre ist Schlicks Hauptwerk, und Schlick (1882–1936) gilt als ein Hauptvertreter des Logischen Empirismus. Es wäre gleichwohl verfehlt, die *Allgemeine Erkenntnislehre* (im Folgenden AEL) als Werk der logisch-empiristischen Tradition anzusehen. Schon Feigl und Blumberg betonten in der Einleitung zur englischen Übersetzung von AEL, „es sei philosophiehistorisch und biographisch sehr wichtig, sich darüber klar zu sein, daß die *Allgemeine Erkenntnislehre* (1918, 1925) vor den Tagen des Wiener Kreises (1926–1936) geschrieben und veröffentlicht wurde, also bevor Schlick unter den bestimmenden Einfluß zunächst Carnaps und wenig später Ludwig Wittgensteins geriet.“ Genauer hatte Feigl in seinem Nachruf auf Schlick dessen Auffassungen „bis zum Jahre 1925“ als „empirischen kritischen Realismus“ charakterisiert. Andere Autoren klassifizieren Schlicks Philosophie „vor Wien“ als „Empiriekritizismus“ oder „konventionalistischen Realismus“; in *The Semantic Tradition from Kant to Carnap* (1991) beschreibt Coffa ihn dagegen als einen „wissenschaftlichen Neukantianer“, dessen Kantianismus seinen Ursprung in der Wissenschafts- und Erkenntnistheorie Helmholtz' habe. Schlick selbst wiederum machte zwar bei vielen Gelegenheiten aus seiner Abneigung gegen den Neukantianismus seiner Zeit keinen Hehl, fand es aber keineswegs abwegig, die in AEL vorgetragene erkenntnistheoretische Konzeption als einzig plausible Weiterentwicklung von Kants ursprünglichem Ansatz zu empfehlen. Wollte man schließlich der AEL einen Ort in der Geographie der modernen Wissenschaftsphilosophie zuweisen, könnte man sie als Werk eines strukturellen Realismus *avant la lettre* zu betrachten. Kurz, der „frühe“ Schlick macht es den Philosophiehistorikern offenbar nicht leicht.

Wer sich für die frühe Philosophie Schlicks interessiert, sollte sich also nicht so sehr auf die Schablonen der Philosophiegeschichte verlassen, sondern Schlicks Schriften zur Hand nehmen und sich ein eigenes Bild machen – wobei gewisse historische Vorkenntnisse natürlich nicht hinderlich sind. Schlick zu lesen bereitet keine besonderen Schwierigkeiten: AEL ist in einem nüchternen und unpräzisen Stil verfasst und kommt weitgehend ohne

T. Mormann (✉)

Department of Logic and Philosophy of Science, University of the Basque Country UPV/EHU,
P.O. Box 1249, 20008 Donostia San Sebastian, Spain
e-mail: ylxmormot@sf.ehu.es

philosophischen Jargon aus. Auch wenn Schlick nicht die logische und begriffliche Präzision Freges erreichte, sind seine besten theoretischen Texte Musterbeispiele luzider akademischer Prosa. AEL kann als Summe seiner frühen theoretischen Philosophie angesehen werden. Das Werk wurde im Wesentlichen bereits im Sommer 1916 abgeschlossen, wegen der ungünstigen Zeitumstände aber erst 1918 veröffentlicht. In modifizierter Form nimmt AEL viele Gedanken auf, die Schlick bereits in früheren Werken, etwa in seiner Habilitationsschrift *Das Wesen der Wahrheit nach der modernen Logik* (Schlick 1910), vorgetragen hatte.

Die *Allgemeine Erkenntnislehre* besteht aus drei Teilen: *Das Wesen der Erkenntnis* (I), *Denkprobleme* (II), und *Wirklichkeitsprobleme* (III); diese wiederum sind durchgehend in insgesamt 41 Sektionen eingeteilt. An den Anfang von AEL stellt er die naturalistische These, die wissenschaftliche Erkenntnis bedürfe einer philosophischen Grundlegung eben so wenig wie der Mensch physiologische Kenntnisse brauche, um Körperbewegungen auszuführen. Auf die Frage, welche Rolle dann der philosophischen Erkenntnistheorie noch bleibe, gibt er eine eher traditionelle Antwort:

Man kann alle Einzelwissenschaften sehr wohl betreiben, ohne ihnen erkenntnistheoretische Grundlagen zu geben: *verstehen* aber kann man sie in ihrer letzten Tiefe niemals ohne eine solche. Dies letzte Verständnis ist ein eigentlich philosophisches Bedürfnis, und die Erkenntnislehre ist Philosophie. (AEL, I.1)

Worin besteht nun nach Schlick die erkenntnistheoretische Grundlegung, die die Wissenschaften „in ihrer letzten Tiefe“ verständlich machen soll? Die bündige Antwort des Logischen Empirismus, die einzige Aufgabe der Philosophie, oder besser des Philosophierens, sei die logische Analyse der Wissenschaftssprache, gibt Schlick in AEL noch nicht. Allerdings deutet sich schon eine Vorform dieser radikalen Antwort an. Schlicks kritizistisch-empiristische Erkenntnistheorie zielt darauf, alle „dunklen“ und „philosophisch belasteten“ Begriffe wie das synthetische Apriori, die Berufung auf Evidenz, Intuition, oder Anschaulichkeit als überflüssig zu erweisen. Die Aufgabe der Erkenntnistheorie, das Wesen der wissenschaftlichen Erkenntnis als der am weitesten fortgeschrittenen Form der menschlichen Erkenntnis philosophisch zu erhellen, soll mit einem Minimum an philosophischem Ballast erreicht werden.

Metaphysisch besonders belastet waren für Schlick Kants erkenntnistheoretische Konzepte des synthetischen Apriori und der Anschauung. Die wichtigste Aufgabe einer modernen Wissenschaftsphilosophie bestand für ihn deshalb darin, einen Begriff von wissenschaftlicher Erkenntnis zu formulieren, in der eine wie immer geartete Anschauung oder ein synthetisches Apriori nicht mehr vorkamen. Das führt ihn in AEL zu einer semiotischen, d.h. auf dem Begriff des Zeichens und der konventionellen Zuordnung aufgebauten Theorie wissenschaftlicher Begriffe. Dieser Ansatz hat einerseits viel mit Helmholtz' semiotischem Ansatz gemeinsam und nimmt andererseits wichtige Ideen von Carnaps Konstitutionstheorie vorweg. Die wesentlichen Komponenten von Schlicks Ansatz sind eine eigentümliche Transformation von Helmholtz' repräsentationaler Erkenntnistheorie und die Übertragung von Hilberts Theorie der impliziten Definitionen in die Wissenschaftsphilosophie.

Hinsichtlich des Problems, was Erkenntnis im Allgemeinen und wissenschaftliche Erkenntnis im Besonderen sei, stellt Schlick die folgende Grundthese auf, die er auch in seiner späteren logisch-empiristischen Wiener Periode beibehält:

Alles Erkennen ist ein Wiedererkennen oder Wiederfinden. Und alles Wiederfinden ist ein Gleichsetzen dessen, *was* erkannt wird, mit dem, *als was* es erkannt wird. (AEL, I.4)

Für die Erkenntnis des täglichen Lebens, so Schlick, genügen meist mehr oder minder deutliche Vorstellungen als Träger der Wiederfindungs- und Gleichsetzungsprozesse. Für die wissenschaftliche Erkenntnis reicht das nicht aus. An die Stelle der Vorstellungen treten *Begriffe*, die „fest umgrenzt und stets mit absoluter Sicherheit identifiziert werden können.“ (AEL, I.5)

Begriffe sind für Schlick die fundamentalen Einheiten, auf denen wissenschaftliche Erkenntnis beruht. Für ihn ist es somit ein zentrales erkenntnis- und wissenschaftstheoretisches Problem, das Wesen wissenschaftlicher Begriffe und ihre Funktion genauer zu beschreiben. Dieses Problem stelle sich auch deswegen mit besonderer Dringlichkeit, weil die Wissenschaften, insbesondere die Mathematik und die Naturwissenschaften, eine Entwicklung genommen haben, die die These der traditionellen Philosophie, auch die Begriffe der Wissenschaft seien auf empirische oder nichtempirische Anschauungen begründete Vorstellungen, als problematisch erscheinen läßt. In Frontstellung gegen empiristische und kantianisierende Vorstellungen entwirft Schlick eine strikt formale semiotische Begriffskonzeption, wonach (wissenschaftliche) Begriffe konventionelle Zeichen sind:

Der Begriff spielt also die Rolle eines *Zeichens* für alle diejenigen Gegenstände, unter deren Eigenschaften sich sämtliche Merkmale des Begriffs finden. (AEL, I.5)

Vorstellungen oder Assoziationen mögen die Verwendung eines Begriffs im Erkenntnisprozeß begleiten oder erleichtern, sie sind Realisierungen oder Verkörperungen, die für die Funktion des Begriffs, und allein auf die begriffliche Funktion kommt es ihm an, ohne Bedeutung sind. Diese formale und funktionale Begriffskonzeption, für die keine wie immer gearteten inhaltlichen oder anschaulichen Momente der Gegenstände, die „unter einen Begriff fallen“, eine Rolle spielen, ergab sich für Schlick als Verallgemeinerung von Hilberts Methode der impliziten Definition, die in der Mathematik Verwendung findet. Ihre Anwendung in der modernen Rekonstruktion der klassischen Geometrie war für ihn das Muster, wie eine rein auf Zuordnung gegründete begriffliche Rekonstruktion die Unsicherheiten einer auf Anschauung gegründeten Erkenntnis zu vermeiden hilft:

Die Aufgabe war: die im gewöhnlichen Sinne undefinierbaren Grundbegriffe auf solche Weise einzuführen, daß die Gültigkeit der von ihnen handelnden Axiome streng verbürgt wird. Und sie wird nach Hilbert einfach so gelöst, daß man festsetzt: die Grundbegriffe sollen eben dadurch *definiert* sein, daß sie den Axiomen genügen.

Das ist die so genannte Definition durch Axiome, oder Definition durch Postulate, oder die implizite Definition. (AEL, I.7)

Schlicks Erkenntnistheorie ist von der Annahme bestimmt, die Methode der Zuordnung und der impliziten Definition sei kennzeichnend für wissenschaftliche Erkenntnis überhaupt. Damit zieht er keine strenge Trennungslinie zwischen formalen oder mathematischen und empirischen Begriffen:

Die erkenntnistheoretische Bedeutung des Begriffs besteht im *Bezeichnen*. Bezeichnen aber bedeutet hier nichts weiter als *Zuordnen*. Wenn man von irgendwelchen Gegenständen sagt: Sie fallen unter den und den Begriff, so heißt das nur: man hat ihnen diesen Begriff zugeordnet. (AEL, I.5)

Für Schlick ist Zuordnung schlechthin fundamental für Erkenntnis, sie ist für ihn ein fundamentaler Akt des Denkens, der auf nichts anderes mehr zurückführbar ist, und der im

Rahmen seiner Erkenntnistheorie als ein primitives Konzept auftritt (cf. AEL, 426, III.40). Es gibt, so Schlick, nur eine einzige Art von Denkbeziehung – Zuordnung oder Bezeichnung.

Nun ist natürlich nicht jede Zuordnung eine wissenschaftlich brauchbare Zuordnung. Man denke etwa an inhaltlich sinnlose mnemotechnische Zuordnungen, wie sie etwa Borges in seiner Erzählung *Funes el memorioso* eindrücklich beschreibt. Damit stellt sich für Schlicks Ansatz das Problem, was eine Zuordnung zu einer wissenschaftlich brauchbaren Zuordnung macht. Auch wenn es in jeder Zuordnung konventionelle Elemente gibt, kann man die wissenschaftliche Begriffsbildung kaum als ein *völlig* willkürliches System von Zuordnungen zwischen Gegenständen (oder Tatsachen, Schlick macht hier keine Unterscheidung) und Zeichen charakterisieren. Er beantwortet diese Frage durch Rekurs auf die pragmatischen Aspekte jedes Zeichensystems:

Jedes Zeichen hat die Aufgabe, Repräsentant des Bezeichneten zu sein, das heißt, dessen Stelle in irgendeiner Hinsicht zu vertreten. Überall wo es unmöglich oder unbequem ist, mit den Gegenständen selbst zu operieren, die uns beschäftigen, da setzen wir Zeichen an ihre Stelle, die sich leichter und nach Belieben handhaben lassen. (AEL, I.10)

Wir können, so Schlick, eine wissenschaftliche Theorie, also ein System von Begriffen, als eine Art Katalog begreifen, der uns hilft, ein gesuchtes Phänomen aufzufinden. Wenn man aus einer Bibliothek ein Buch entleihen will, so führte er aus, suche man das Buch nicht aufs Geratewohl in den Regalen, sondern nehme einen Katalog zu Hilfe, um den Standort ausfindig zu machen. Ein Katalog ist also eine „geordnete Sammlung von Zeichen, deren jedes einem Bande der Bibliothek entspricht.“ (AEL, 79) Natürlich ist nicht jeder Katalog brauchbar. Ein brauchbarer Katalog – wie jede brauchbare Zuordnung – müsse die folgende Bedingung erfüllen:

[A]lle diese Zuordnungen, die wir in allen Lebenslagen unaufhörlich vollziehen, müssen eine große Bedingung erfüllen, damit sie ihren Zweck erreichen, die Symbole zu gültigen Repräsentanten des Bezeichneten zu machen: Man muß genau wissen, welcher Gegenstand zu einem bestimmten Zeichen gehört; das heißt, die Zuordnung muß eindeutig sein. Mit anderen Worten: Es darf ein und dasselbe Zeichen niemals verschiedene Gegenstände bedeuten. (Das Umgekehrte ist nicht unbedingt nötig; es schadet nichts, wenn denselben Gegenständen mehrere verschiedene Zeichen zugeordnet sind, aber nur unter der Voraussetzung, daß man genau wisse, daß diese Zeichen dieselbe Bedeutung haben). (AEL, I.10)

Das einzig wesentliche Merkmal einer Zuordnung, so Schlick, ist also ihre Eindeutigkeit (cf. AEL, I.10). Diese Forderung läuft darauf hinaus, daß es mindestens so viele Zeichen wie Gegenstände geben muß, also wohl unendlich viele. Das führt Schlick zu einer sehr eigenartigen Auffassung von Wahrheit, die es lohnt, etwas ausführlicher zu erörtern. Gemäß Schlicks semiotischer Konzeption von Wissenschaft besteht die Wahrheit eines Urteils schlicht in seiner Eindeutigkeit. Das heißt, ein Urteil, das einen Tatbestand *eindeutig bezeichnet*, ist *wahr* (cf. AEL, 79). Diese Definition scheint, wie Schlick offen eingesteht, zu der absurden Konsequenz zu führen, daß es sehr leicht ist, ein alle Wahrheiten umfassendes System von Urteilen zu erzeugen. Man muß nichts weiter tun, als alle Fakten irgendwie eindeutig zu benennen. Ein solches System von Urteilen wäre aber, da es völlig zusammenhanglos sein könnte, kaum geeignet, Erkenntnis über die Realität zu vermitteln. Zuordnung, die auf Erkenntnis aus ist, kann nicht allein durch das Merkmal der Eindeutigkeit charakterisiert werden. Schlick begegnet diesem Einwand mit einem konventionalistischen Argument, das ein Ökonomieprinzip ins Spiel bringt:

Erkenntnis [im Unterschied zu bloß wahrem Urteil] bedeutet eineindeutige Zuordnung mit Hilfe ganz bestimmter Symbole, nämlich solcher, die bereits anderswo Verwendung fanden. [...] Würde also jeder Tatsache, jedem Gegenstande der Welt sein besonderes Zeichen zugeordnet, so hätten wir lauter isolierte Wahrheiten [...]. Unsere Wahrheiten wären gleichsam lauter diskrete Punkte, sie bildeten kein zusammenhängendes System; und nur in einem solchen ist Erkenntnis möglich, denn ein Wiederfinden des einen im anderen setzt einen durchgehenden Zusammenhang voraus. (AEL, I.10)

Ein Erkenntnisurteil, d.h. ein wahres Urteil, das einen Beitrag zur Erkenntnis leistet, ist nach Schlick „eine *neue* Kombination aus lauter *alten* Begriffen“ (87). Diese „neue Kombination“ ist so beschaffen, daß das neue Erkenntnisurteil, also das neue zusammengesetzte Zeichen, das eine Tatsache eindeutig bezeichnet,

ihr den Platz zuweist, den sie kraft des Tatsachenzusammenhanges im Reiche der Wirklichkeit einnimmt. Und eben dadurch, daß das Urteil uns diesen Platz anzeigt, wird die Tatsache oder der Gegenstand *erkannt*. So ist der Strukturzusammenhang des Systems unserer Urteil, welcher die eindeutige Zuordnung bewirkt und ihre Wahrheit bedingt; und allein der Ort, den ein Satz in unserem Urteilssystem einnimmt, belehrt uns darüber, welche Tatsache er bezeichnet. (AEL. I.10)

Beispiele für solche „neuen Kombinationen aus alten Begriffen“ sind etwa die Formeln der Chemie: die Aufstellung der chemischen Strukturformel eines neuen bisher unbekanntes Stoffes ist eine Erkenntnis in Schlicks Sinn, da wir durch sie im Neuen das Alte wieder erkennen, nämlich in dem neuen Stoff die alten, uns schon vorher bekannten chemischen Elemente.

Schon vor seiner logisch-empiristischen Periode lehnte Schlick den Kantianismus in allen seinen Spielarten, insbesondere auch den Neukantianismus Cassirers, offiziell rigoros ab, betrachtete er doch als Kernstück jeder kantianischen Wissenschaftsphilosophie die These, daß wissenschaftliche Erkenntnis wesentlich durch apriorische Anschauungen bestimmt wird, daß es also so etwas wie synthetisch apriorische Formen der Erkenntnis gäbe. Er konzidierte zwar, daß eine kantianische Wissenschaftsphilosophie nicht Kants spezifischer Konzeption des synthetischen Apriori verpflichtet sei, forderte von den Neukantianern jedoch, daß sie sich auf eine inhaltlich bestimmte Version des synthetischen Apriori festlegten, wenn sie diesen Begriff weiterhin gebrauchen wollten. Täten sie das nicht, seien sie vom Standpunkt einer an wissenschaftlichen Standards orientierten Philosophie nicht mehr ernst zu nehmen. Der endgültige Beleg, daß jede kantianisierende Wissenschaftsphilosophie durch die neueren wissenschaftlichen Entwicklung obsolet geworden sei, war für ihn Einsteins Relativitätstheorie: Den Neukantianern, sei es nicht gelungen, diese für die gesamte moderne Wissenschaft richtungsweisende Theorie mit einer aprioristischen Konzeption in nichttrivialer Weise in Einklang zu bringen.

Diese harsche Ablehnung des Neukantianismus könnte zu der Vermutung Anlaß geben, bereits im Empiriekritizismus von AEL hätte Schlick sich prinzipiell vom Kantianismus jeglicher Art verabschiedet. Schaut man genauer hin, war Schlicks Opposition gegen Kant keineswegs so umfassend und radikal, wie er oft glauben machen wollte. Bei manchen Gelegenheiten begriff Schlick selbst die in AEL vorgetragene Erkenntnistheorie als die „einzig konsequente Weiterentwicklung“ der von Kant und Helmholtz inaugurierten repräsentationalen Erkenntnistheorie. Die vielleicht bündigste Formulierung dieser Behauptung findet sich in dem Aufsatz *Erscheinung und Wesen* von 1919, wo er behauptete, seine semiotische, auf dem Begriff der Zuordnung beruhende Erkenntnistheorie sei „die

einzig natürliche Fortbildung der kantischen Erkenntnistheorie“. Man gelange zu ihr durch eine geeignete Revision der Bestimmungen, die Kant über das Ding-an-sich und seine Erkennbarkeit gemacht habe. Es lohnt sich, diese These Schlicks etwas genauer auszuführen.

Ausgehend von einer Helmholtz'schen Interpretation von Kants Philosophie führe Kants Konzeption des Dings an sich zu einer Zweiteilung der Realität: auf der einen Seite das Reich der prinzipiell unerkennbaren Dinge an sich, auf der anderen Seite das Reich der Erscheinungen. Das entscheidende Problem für jede kantianisierende Erkenntniskonzeption bestand dann nach Schlick darin zu erklären, in welcher Beziehung diese beiden Sphären stehen. Die nächstliegende, eliminative Lösung dieses Problems war, einen der beiden Bereiche zu eliminieren. Der Weg, die Erscheinungen zu streichen, wie dies die Eleaten getan hätten, sei, so Schlick, für eine moderne Philosophie nicht mehr gangbar. Aussichtsreicher sei der Vorschlag des Machschen Positivismus (Phänomenalismus), nur die Sphäre der Erscheinungen beizubehalten. Aber auch das führe zu letztlich unüberwindbaren Schwierigkeiten, da eine solche Konzeption dem eigentlichen Sinn der Realwissenschaften nicht gerecht zu werden vermöge. Eine andere Möglichkeit sei schließlich, die Unterscheidung beider Sphären nicht als eine ontologische, sondern als eine methodologische Unterscheidung zu verstehen. Auch dieses Vorgehen führe aber letztlich in die bekannten Aporien, in die sich jeder Idealismus oder Rationalismus verstrickt, der „das Sein durch das Denken begründen“ will. Der Ausweg aus den Aporien der Zwei-Welten-Theorie müsse also anderswo gesucht werden.

Nach Schlick bestand der grundlegende Fehler Kants darin, daß er Erkennbarkeit mit Anschauung oder Anschaubarkeit verband, was ihn zu der Annahme eines synthetischen Apriori führte. In Wahrheit sei Anschauung ganz unwesentlich für Erkenntnis, sie lehre uns wohl die Gegenstände *kennen*, niemals aber *erkennen*. Die Verkennung dieses Unterschieds betrachtete er als einen der folgenreichsten Irrtümer der Philosophie, durch den man sich hoffnungslos in Aporien verstrickt. Der einzig gangbare Ausweg bestand für ihn darin, *Erkenntnis als strukturelle Zuordnung* zu verstehen. Tut man das, fällt der Gegensatz zwischen Ding-an-sich und Erscheinung nicht mehr mit dem des Unerkennbaren und des Erkennbaren zusammen. Es gibt vielmehr nur noch Dinge, die Bewußtseinsinhalte sind (kantische Erscheinungen) und solche, die es nicht sind (kantische Dinge an sich). Entgegen der Helmholtz'schen „Zwei-Welten-Theorie“ gibt es also nicht zwei ontologisch wesentlich verschiedene Seinssphären – die der Erscheinungen und die der Dinge an sich – sondern nur einen einzigen Wirklichkeitsbereichs, dessen zwei Teile sich nur relativ, d.h. im Grad ihrer anschaulichen Zugänglichkeit unterscheiden. Der eine gehört „zufällig“ zu unserem Bewußtsein, der andere nicht:

Der eine ist anschaulich gegeben, der andere zufällig nicht. Deswegen ist aber der letztere nicht etwa weniger gut erkennbar als der erste – im Gegenteil, die Physik ist bisher unvergleichlich erfolgreicher gewesen als die Psychologie. (1919, 206)

Gemäß dieser Auffassung gab es nur eine Welt, in der kontingent gewisse Teile dadurch ausgezeichnet sind, dass sie Zuordnungen zwischen anderen Teilen der einen Welt erstellen.

Das Einfallstor für die diversen Irrtümer der metaphysischen, nichtwissenschaftlichen Philosophie erblickte Schlick in der zu seiner Zeit weit verbreiteten traditionellen Auffassung, wonach Anschauung, Intuition, oder Evidenz irgendwelcher Provenienz eine wesentliche Rolle in der wissenschaftlichen und philosophischen Erkenntnis zukämen. Mangelnde logische Achtsamkeit als mögliche Quelle philosophischer Irrtümer ignorierte er hingegen weitgehend. Zwar nahm er Russells Unterscheidung zwischen der Erkenntnis von Gegenständen und Erkenntnis von Wahrheiten zur Kenntnis, ließ aber dessen Theorie

der Kennzeichnungen ganz außer Acht. Ebenso kommen Frege oder besser gesagt Fregeanische Fragestellungen in AEL nicht vor. Auch Russells Typentheorie als Erklärung einer philosophisch wichtigen Art sinnloser philosophischer Aussagen wird nicht erwähnt. Im Unterschied etwa zu Cassirers *Substanzbegriff und Funktionsbegriff* von 1910 wird in *Allgemeine Erkenntnislehre* die Rolle der modernen relationalen Logik, trotz Schlicks Hochschätzung von Hilberts Methode der impliziten Definitionen, nicht expliziert und ausgearbeitet. Kurz, AEL war schon bei ihrem Erscheinen logisch nicht auf dem neuesten Stand. Schlick selbst ist das schon bald nach 1920 klar geworden. Er hielt diese Unzulänglichkeiten für derart gravierend, dass er sich von diesem Werk immer stärker distanzierte, was er auch gegenüber zeitgenössischen Kritikern (z.B. Reichenbach und Cassirer) offen aussprach. Tatsächlich war Schlick in AEL der Meinung, die deduktive Struktur wissenschaftlicher Theorien lasse sich in Gestalt aristotelischer Syllogismen ausdrücken:

Um auf die moderne Wissenschaft anwendbar zu sein, bedarf nicht die aristotelische Schlusslehre einer Änderung oder Erweiterung, sondern die Lehre vom Begriff bedarf einer Vertiefung, die sie ja auch in der Gegenwart erfahren hat und deren Darstellung ein Teil der vorhergehenden Erörterungen gewidmet war (AEL, I.14).

Die „Lehre vom Begriff“, zu der einen Beitrag zu leisten das erklärte Ziel von AEL war, ist aus der aktuellen philosophischen Debatte fast völlig verschwunden. Für Schlick und seine Zeitgenossen stellte das „Begriffsproblem“ jedoch ein zentrales, wenn nicht sogar, wie für Cassirer, *das* zentrale Problem der Erkenntnis- und Wissenschaftstheorie dar. „Begriffstheorie“ im hier gemeinten Sinne kann als Ergebnis zweier komplementärer Faktoren verstanden werden: einerseits als Produkt einer nachkantischen Erkenntnistheorie, die nicht länger bereit war, einer wie immer gearteten kantischen Anschauung eine wichtige Rolle für die wissenschaftliche Erkenntnis zuzugestehen, auf der anderen Seite kann man die Entstehung der Begriffstheorie auffassen als Reaktion der Philosophie auf die nachkantischen konzeptuellen Entwicklungen und Ergebnisse in den Wissenschaften, insbesondere in Logik, Mathematik und den mathematisierten empirischen Wissenschaften, aber auch in der Psychologie und Physiologie, welche die überkommenen Auffassungen der traditionellen Philosophie, was Begriffe anging, in Frage stellten. Die *Allgemeine Erkenntnislehre* verstand sich deshalb als ein Beitrag zur Begriffstheorie, durchaus in Konkurrenz zu Cassirers etwas älterem *Substanzbegriff und Funktionsbegriff*, in dem diese Thematik vielleicht noch expliziter behandelt wird.

Ein großes Verdienst der vorliegenden kritischen Edition der *Allgemeinen Erkenntnislehre*, die sie vor allen anderen existierenden Ausgaben auszeichnet, ist, dass sie beide Auflagen der AEL, nämlich die von 1918 und die von 1925 neben einander stellt. Damit bietet sich dem Leser zum ersten Mal die Möglichkeit, beide Versionen miteinander zu vergleichen und die in diesem Zeitraum stattgehabte Denkbewegung Schlicks im Detail zu verfolgen. Dazu offeriert die vorliegende Ausgabe einen keine Wünsche offen lassenden editorischen Apparat, der alle Änderungen, Auslassungen, und Hinzufügungen, minutiös verzeichnet und gegebenenfalls kommentiert. Auf diese Weise ist es z.B. möglich, Schlicks Kritik an Husserls Phänomenologie (siehe AEL, II. 18) in beiden Phasen mit einander zu vergleichen. Auch gibt es Trouvaillen, die zwar philosophisch wenig bedeutsam sind, aber gleichwohl ein Licht auf die Zeitumstände werfen, in denen AEL geschrieben wurde: In der ersten Auflage von 1918 findet sich als Beispiel eines synthetischen empirischen Urteils „Die Deutschen haben 1914 Antwerpen erobert“, was in der zweiten Auflage von 1925 kommentarlos ersetzt wird durch „Die Römer eroberten Gallien“ (AEL, III.22).

Das Wiener philosophische und wissenschaftliche Umfeld, in dem Schlick ab 1922 nach seiner Berufung auf den Lehrstuhl für induktive Wissenschaft wirkte, war dem informellen strukturellen Realismus, wie er ihn in AEL entwickelte hatte, nicht günstig. Zu wenig logisch und zu wenig empiristisch muß den meisten Mitgliedern des Wiener Kreises (Schlick eingeschlossen) das frühe *opus magnum* ihres Meisters vorgekommen sein. Nur eine Minderheit scheint diesem Verdikt nicht zugestimmt zu haben, wie Feigl's Urteil über Schlicks Konversion zum logischen Empirismus zeigt:

Zum großen Verdruß besonders von Victor Kraft, Karl Popper, Edgar Zilsel und Herbert Feigl gab [Schlick] seinen Realismus zugunsten einer an der Wissenschaftssprache orientierten „neutralen“ Position auf.

Mit anderen Worten: die struktur-realistische Wissenschaftskonzeption des frühen Schlick fand im logisch-empiristisch orientierten Ansatz des Kreises keine Heimat. Von heute aus gesehen, mag man darin, trotz der unleugbaren Fortschritte der Wiener Schule im logisch-formalen Bereich, auch einen Rückschritt oder zumindest einen Verlust erblicken. Die rabiate Metaphysikkritik, die den Kreis auf dem Höhepunkt seiner Wirkung in den frühen dreißiger Jahren prägte, war dem Stil der *Allgemeinen Erkenntnislehre* fremd. Von der frenetischen Jagd auf „metaphysische Scheinprobleme“ ist auf den Seiten von AEL wenig zu spüren.

Obwohl es in den letzten drei Jahrzehnten einige Anläufe gegeben hat, Schlicks Werk der philosophischen Öffentlichkeit wieder näher zu bringen, haben viele dieser Versuche die *Allgemeine Erkenntnislehre* weitgehend ausgespart. So gibt es etwa in dem von E.F. Gadol herausgegebenen Band *Rationality and Science. A Memorial for Moritz Schlick in Celebration of the Centennial of His Birth* keinen Beitrag, der sich ausführlicher mit AEL beschäftigte. Auch in der von B. McGuinness zu Schlicks 100. Geburtstag herausgegebenen Sammlung mit dem etwas pompösen Titel *Zurück zu Schlick* (1985) wird sein Hauptwerk eher am Rande behandelt, entweder als eine Station in Schlicks philosophischer Entwicklung, oder in seiner Bedeutung für die Protokollsatzdebatte. In einer von der Universität Wien organisierten Gedenkveranstaltung von 1996 zu Schlicks 60. Todestag war von AEL nirgendwo die Rede.

Diese Situation hat sich – zum Glück - in den letzten Jahren geändert. Die vorliegende kritische Ausgabe der *Allgemeinen Erkenntnislehre* bietet eine hervorragende Textgrundlage, in dieser Richtung weiter zu arbeiten.